

Lieselotte Heller

Die Zwiespalte des Denkens

Fragmente einer Philosophie
der Eigentönigkeit

Die Autorin

Mit der Frage nach der *Rationalität des mystischen Denkens* erforscht Lieselotte Heller die *Lebensformen des Wissens*, welche die Gelehrten zu allen Zeiten kultureller Blüte in poetischen Verdichtungen zu *Lehrformen* erhoben hatten. Eine solche Praxis des Wissens ist nicht mit den Denkformen der neuzeitlichen Lebenswelt in Einklang zu bringen und doch ist Poesie, die von sich aus Lehrende, allgegenwärtig, in allem Sein. Bei dieser Arbeit stößt die Autorin immer wieder auf erstaunliche Wissensgründe, die von einer frühen ‚Aufklärungsepoche‘ ein beredtes Zeugnis ablegen, jedoch im Zuge der modernen Aufklärung ins kulturelle Abseits gedrängt werden. Es sind die *existentiell-schöpferischen Kräfte* der menschlichen Sprachwelt, die in den vorliegenden Fragmenten ins Bewusstsein gehoben werden. Der betont kommerziellen Alltagswelt stellt die Autorin das dialogisch begründete, eigentönige Sprachvermögen des Menschen als Potential der Veränderung und Erneuerung eigener wie kollektiver Lebensformen an die Seite.

Den Fragmenten vorgängige Schriften

Friedrich Fröbel. *Die zahlenmystischen Wurzeln der Spieltheorie*. Peter Lang Verlag 1987 (Dissertation).

Höre den tonlosen Ton. Auf der Suche nach den Wurzeln der Religiosität. Shaker Verlag 2006.

Lieselotte Heller

Die Zwiespalte des Denkens

Fragmente einer Philosophie
der Eigentönigkeit

2013

VARDAN VERLAG HECHINGEN

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie. Detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN-13: 978-3-941060-09-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2013 by Vardan Verlag D-72379 Hechingen, Zollernstraße 21

Besuchen Sie uns im Internet:
www.vardan-verlag.de
www.friedrich-kuemmel.de

ABER WIR SIND DOCH

Kinder der Erde --
wissen wir's nicht?

Zugehörig dem Ursprung,
dürften uns
dessen Bestimmungen

fremd nicht sein.

Doch entsetzlich
aufgespalten scheint

der Anfang der Anfänge selbst.

Ernst Meister

Inhalt

Vorwort *von Klaus Giel* 9

Einleitende Bemerkungen 13

Fragment I: Über die existentielle Bedeutung des Tons 27

Der Ton macht die Musik — Der Eigenton — Erneuerung des Lebens —
Das Ohr - Tor zum Bewusstsein und zur Welt

Fragment II: Ohne Eigenton kein Bewusstsein 43

Die Tonalität des Denkens und der Klang der Musik — Dialogik und Logik
— Resonanz und Reflektion — Wandel setzt beim Denken an — Resonie-
rendes Denken — Das horchende und das hörende Ohr — Der enge Blick
und das weite Schauen — Nur der Ton vermag die Welt zu verzaubern

Fragment III: Wann beginnt das menschliche Bewusstsein? 61

Das tonale Band zwischen Mutter und Kind — Mit Haut und Ohr dem
Sein verfallen — Wissen und Ahnung — Ohr und Auge — Bewusstsein
und Wagnis — Dialogik - gepaarte Potenz des Lebens — Der Ort ist eine
Stätte geistiger Geborgenheit — Der Eigenton - Zeitmaß und Richtschnur
des eigenen Lebens — Resonieren und Reflektieren — Das Verstehen
und der Verstand

Fragment IV: Des Fetus Eigensinn 87

Der Anbeginn des Lebens — Eigenton und Zeitbewusstsein —
Die geistige Wiege des Fetus — Das primäre Ordnungssystem aller
Sinneskräfte — Die uterine Sinnlichkeit

Fragment V: Das Lambdoma – Schlüssel zum Geheimnis des Tons 103

Anrufung und Anschauung — Das Meister-Schüler-Verhältnis als existen-
tielle Einbindung in die das menschliche Leben umfassende Welt des Geisti-
gen — Resonierendes und reflektierendes Denken — Die Bewahrung des
,erleuchteten‘ Gedankenguts im Lambdoma — Paarigkeit - Gesetz des Le-
bens — Tonfolge und Akkord — Alles hat seine Zeit — Die Schlüsselge-
walt der Zahl — Die einfache Reihe ganzer Zahlen — Das Maß —

Die Null — Die Sechzehn — Im Wort regiert die Macht der Zeit —
Das Wirken des Gepaarten — Exkurs: Die goldenen Verhältnisse oder
Vierheiten der Zahl und des Tons — Die natürliche und die geistige
Entfaltungskraft des Tons

Fragment VI: Hören und Horchen 149

Das tonlose Tönen - Urgrund aller Sinnlichkeit — Die eigentönige Ge-
gründetheit des menschlichen Geistes — Das Ohr - Festung inmitten der
Felsenbeinpyramide — Die Organisation des Ohrs — Die Ohrmuschel —
Äußerer Gehörgang — Das Trommelfell — Das Mittelohr — Vorläufige
(vorausdenkende) Zusammenfassung — Das Ohr und das Bewusstsein —
Das Ohr wird von mehreren Hirnnerven kontaktiert — Das Innenohr -
Labyrinth des VIII. Hirnnervs — Das Tonstudio des Innenohrs —
Die Cochlea — Die speziell sensorische Aufgabe der Hirnnerven —
Das Wirken der Zeit in Vestibulum und Cochlea

Fragment VII: Die tonotope Sinnlichkeit 187

Die Struktur der Tonotopie — Stereozilien und Saitenlängenrationen —
Tonotopie und die Vier Dimensionen des Tons — Das Ohr hütet das
Geheimnis des Eigentons

Fragment VIII: Die existentiell bewegende Zeitlichkeit des Eigentons 201

Die raumerfüllende Kraft der Eigentönigkeit oder das Ortsbewusstsein —
Die zeiterschließende Macht des Eigentons — Der Zeitraum des Körpers —
Im Sein herrscht bloße Stringenz — Das Sinnlich-Werden der Zeit im Dialog

Fragment IX: Die dreifach gekrümmte Zeit 221

Unruhe und Stille — Die Felder des Denk- und Bewegungshorizonts —
Das im Gedächtnis der Zeit bewahrte Sein und die individuelle Zeitkonserve
— Verstehen — Der Schein der Persönlichkeit und die Wahrheit der Eigen-
tönigkeit — Das selektive Resonieren — Der Nerv des Eigentons — Wahr-
heit und Wirklichkeit — Die Seinsweisen des Tons und das JA zum Leben

Fragment X: Die dialogische Verfasstheit des Menschen 249

Der Dual — Kultivierung der aller Wahrheit immanenten Sinnlichkeit —
Der Name — Die Sitte und das Können

Fragment XI: Das Plus und das Minus 265

Oben und Unten — Höhe und Tiefe — Das Ohr und das Auge —
Aktiv und Passiv — Das JA und das Plus — Macht und Ohnmacht —
Namenlosigkeit und Sprachlosigkeit

Fragment XII: Das Denken und die Körperlichkeit 297

Das Leben will bedacht sein — Befruchtung und Begeisterung - aller Leben
Anbeginn — Die Verdichtung der Geisteskräfte im Körperlichen — Lei-
denschaft - Feuer des existentiellen Wollens — Leidenschaft und Stimme —
Resonanz - das Feld der Selbsterkenntnis — Reinheit als Bedingung der Ei-
gentönigkeit

Schlußfolgerung 309

Klaus Giel

Vorwort

In ihren Fragmenten verläßt Lieselotte Heller die üblichen Bahnen der neuzeitlichen Philosophie, in denen das Denken sich auf den Weg nach innen gemacht hatte. Nicht, um in die Seelentiefe der Romantik einzutauchen; das Denken wandte sich vielmehr auf sich selber zurück und wurde abstrakt in dem Maße, in dem es sich von den Dingen und Sachverhalten der Welt abwandte (*solutum ab esse*). Es suchte seinen Halt nicht mehr an den Dingen der Welt, sondern in der Selbstgewißheit seines Vollzugs. Die in allen Denkakten sich durchhaltende Identität des Denkens, in der alle Vollzüge aufgehoben wären, hätte allerdings nur im Vollzug eines besonderen Denkaktes erfaßt werden können, der sich dazu selbst hätte aufheben müssen. Aus dieser Verlegenheit rettete sich das neuzeitliche Denken durch einen metaphysischen Sprung in die Subjektivität Gottes, in der alle Begriffe und Denkakte geborgen sind. Die Wahrheit des denkenden Ich (*cogito*) mit all seinen Vorstellungen ist in der Subjektivität Gottes verbürgt. Die in der Subjektivität Gottes begründete Selbstgewißheit des Denkens wurde zum Markenzeichen der neuzeitlichen Metaphysik, die mit Descartes einsetzt, über Spinoza, Leibniz und dem Idealismus bis Heidegger reicht. Walter Schulz hat den inneren Zusammenhang dieser Denktradition in einer glänzenden Darstellung herausgearbeitet. Die Welt mit allen ihren Inhalten und Gegenständen erscheint in dieser Philosophie lediglich in der Funktion der Selbstvermittlung des Denkens: das Sein der Dinge ist ihr Begriff, in dem das souveräne, autonome Denken die Dinge zu seinem Gegenstand macht. Nur an dem nicht gegenständlich konstituierbaren anderen Ich schien die neuzeitliche Metaphysik an ihre Grenze zu stoßen. Zwar versuchte man, das andere Ich aus der Funktion des Anstoßes zu begreifen, der das unmittelbare unkritische Aufgehen in der Welt unterbricht und die Wendung nach innen einleitet. Die Gründe, mit denen das andere Ich ins Spiel gebracht werden sollte, konnten allerdings nicht mehr überzeugen. Der neuzeitliche Weg in das Innere des Denkens konnte den Verdacht nicht abschütteln, ein gefährlicher Irrweg in den Solipsismus zu sein.

Demgegenüber erklärt Wilhelm von Humboldt, daß das denkende Ich nur die Beziehung zu einem anderen Ich, dem Du, ist und nur in dieser Beziehung als Subjekt konstituiert wird. Außerhalb und jenseits dieser Beziehung „gibt“ es nur durch Eigenschaften bestimmte Individuen. Das denkende Ich ist kein dinghaftes Wesen, sondern allein durch die reine, nicht inhaltlich bedingte Beziehung zu einem Du definiert. „Ich ist nicht das mit diesen Eigenschaften versehene, in diesen räumlichen Verhältnissen befindliche Individuum, sondern der sich in diesem Augenblick einem Andern im Bewusstseyn, als ein Subject Gegenüberstellende“ (VI, 162). Desgleichen ist das Du kein anzutreffendes, durch besondere Merkmale charakterisiertes Individuum, sondern die reine Möglichkeit der Erwidern. Das Denken ist somit nur in der sprachlichen Form des Dialogs möglich, im verstehenden Eingehen auf den Andern und im Hören aufeinander. Obzwar die Ich-Du-Beziehung die Grundstruktur des geistigen Lebens ist, gelingt der Dialog nicht immer und nicht mit jedem. Wenn er gelingen soll, muß der Ton getroffen werden, auf den der Andere gestimmt ist. Der gelingende Dialog ist so gesehen immer auch so etwas wie die Einbruchsstelle einer vorgeschichtlich-schicksalhaften Bestimmtheit in die Welt der Geschichte; Humboldt spricht von einer vorbestimmten Wahl.

Das Aufeinander-Gestimmtsein hatte Herder in kühner Spekulation (als guter Leibnizianer) als Sonderfall einer harmonischen Verbundenheit zu fassen versucht, in der alles mit allem kommuniziert. Das Medium oder Element, in dem die umfassende Weltharmonie sich entfaltet, ist der Ton. Bei Herder tönt alles, die Natur und die geschichtliche Welt der Menschen. „Die Macht des Tons, der Ruf der Leidenschaften gehört dem ganzen Geschlecht, seinem Körper- und Geistesbau sympathetisch. Es ist die Stimme der Natur, Energie des Innigbewegten, seinem Geschlecht sich zum Mitgefühl verkündend; es ist harmonische Bewegung“ (22, 181). Die Welt der Töne wird der des Lichtes nicht nur an die Seite gestellt: „Wir steigen ins Gebiet der Töne, zwar eine unsichtbare Welt; was haben wir aber verlohren? Nichts als Äußerlichkeiten der Dinge, Form, Umriß, Figur, Raum; vom Innern erfuhren wir durch sie wenig, und dies Wenige nur durch ein Zurückkommen auf uns selbst. Dies Innere, unsere Empfindung bleibt uns“ (22, 62). So fremd und verstiegen dies uns heute berühren mag, liegen der Spekulation doch Realerfahrun-

gen zugrunde. Töne, davon ist auszugehen, sind in sich selbst bestimmt. Ein „cis“ ist und bleibt ein „cis“, gleichgültig ob es gesungen oder auf einem Klavier angeschlagen wird. Sicher, das Klavier klingt anders und es realisiert den Ton unter eigenen Bedingungen, aber der Ton vermittelt in seiner Eigenbestimmtheit das „Klaviermäßige“ des Klangs. So ist der Ton aufgrund seiner Selbstbestimmtheit ein Medium, in dem sich etwas von sich her zeigen kann. Was die Töne vermitteln ist, wie Herder sagt, das Innere der Dinge. Demgegenüber vermitteln Licht und Farbe nur das Äußere, das Sichtbare an den Dingen, das, in Bildern gefaßt, von der Wirklichkeit der Dinge abgezogen werden kann. Herder ergeht sich immer wieder in schroffen Urteilen über die Malerei. Was im Medium der Töne transportiert und vermittelt wird, ist die unaufhebbare Wirklichkeit der Dinge. Diese Wirklichkeit der Dinge, die gegenständlich nicht aufgehoben werden kann, wird am Widerstand wahrnehmbar, den sie äußeren Einwirkungen entgegensetzen. Es ist dieses Widerstehen der Dinge, was für Herder durch Töne vermittelt wird. „In der gesammten Natur“, fasst Herder zusammen, geben „alle elastischen Körper auf einen Stoß oder Strich ... ihr Inneres ... zu erkennen ... Dies nennen wir Schall, und feiner erregt, Klang“ (22, 179). Das Tönen der Dinge vollendet sich, wird zu dem, was es ist, im Gehörtwerden. Das Hören ist keine dunkle und verworrene Empfindung, die erst durch eine begriffliche Deutung entschlüsselt und auf Gegenstände bezogen werden muß. Zwar ist das Hören auch für Herder eine Empfindung, aber die Gehörempfindung ist für ihn die Ex-sistenz des Tönens, in dem das Tönen in seine Wirklichkeit kommt. „Daß auch hier der Mensch ein allgemeiner Theilnehmer, ein Akroatiker des Universums sey, daß er jedem erregten Wesen, dessen Stimme zu ihm gelangt, sein Mitgefühl leihen müsse. Beobachtungen gemäß reicht sein von außen verborgenstes Gehörorgan am tiefsten ins Innere des Haupts, dem empfindenden Gemeinsinn zunächst sich nahend, und so verbreitet, daß, wie Erfahrungen zeigen, wir fast mit unserem ganzen Körper hören“ (22, 179).

Das Denken ist bei Herder nicht mehr der souveräne Gesetzgeber, durch den die Empfindungen in der menschlichen Welt geborgen werden. Das Denken findet seine Erfüllung vielmehr im Zur-Sprache-Bringen der in der Empfindung ex-sistierenden Wirklichkeit. Das Denken ist in der Sprache auf die tönende Wirklichkeit bezogen, und die Sprache ist für Herder der Nachhall des Tönens der Dinge.

An dieser Stelle greifen die Überlegungen von Lieselotte Heller unter Bezugnahme auf Ergebnisse der neueren Forschung in die philosophische Diskussion der Gegenwart bereichernd ein. Mit Herder wird eine versunkene Weise des Denkens aufgegriffen, die es wert ist, neu durchdacht zu werden.

Einleitende Bemerkungen

Dass die Welt, so wie sie ist und uns im Alltag erscheint, eine ganz und gar erdachte und ihre oberflächliche Wirklichkeit eine von Menschen verursachte ist, daran wird hier kein Zweifel gelassen. Denn alles, was durch Institutionalisierung eine bestimmte rationale Ordnung erfährt, ist vernünftig geregelt. Durch Regeln organisiert der Mensch sein irdisches Dasein. Der abstrakteste Typ gesellschaftlicher Organisation ist das ‚Formular‘, in dem die Sprache der geltenden Ordnung fixiert und als solche für den geregelten Ablauf der menschlichen Geschäfte vorbereitet ist. So gesehen ist das Formular und mit ihm jegliche Institution ein Produkt der Logistik des auf Funktionen hin ausgerichteten Lebens, in welchem allerdings – sozusagen notgedrungen – die *dialogische Grundverfasstheit* des Menschen außer Kraft gesetzt ist. Über Formulare kommunizieren Menschen mit für den Einzelnen längst nicht mehr durchschaubaren, in weite Ferne ihrer unmittelbaren Lebenswelt gerückten Macht-Instanzen. Das Leben gerinnt in der Amtssprache zu Stereotypen, die nicht mehr dialogisch-sinnlichen Ursprungs, vielmehr ‚Auswüchse‘ rein formalen bzw. logistischen Kalküls sind.

In eigentümlicher Weise bin ich in die sprachliche Verarmung der Lebenswelt mit hineingewachsen; bin ein Teil dieser unserer Lebenswelt. Als mündige Bürgerin allerdings sollte ich das Mittäter-oder Mitläufertum begreifen, ohne welches in der Außen-Welt ‚der Anderen‘ nichts läuft. Als ‚Mitgehangene‘ bin ich ‚Mitgefangene‘. Darin zeigt sich die Not, das Leiden nicht an der Welt, vielmehr an mir selbst, an der Zerrissenheit meines Denkens, Sagens und Tuns zwischen den Welten des scheinbar uferlos Machbaren und der stillen Poesie des Seins. Erst wo die Einsicht in das *Leiden* meines Denkens, in die *Not* meiner spirituellen, und das heißt geistigen (nicht psychischen) Befindlichkeit in mir aufleuchtet, kann die Wandlung als befreiende Potenz des Seins auch von mir gedacht werden und in meinem Tun sich niederschlagen.

Der erste Schritt, mich und meine Welt neu zu denken, mich also selbst in Richtung eines wirklich globalen Wandels auf einen neuen oder erneuerten Weg des Denkens zu machen, muß der des Zweifels sein, des Zweifels am eigenen Tun und Lassen und deren Gestimmtheit und Sittlichkeit. Wobei hier ‚Zweifel‘ nicht pessimistisch gemeint ist, wohl aber

als wegweisende und aufrüttelnde Kraft, an der kein aufgeklärtes Denken vorbei kommt. Es gilt, selbst den Weg vom Ich zum Wir oder besser noch: vom Wir zum Ich (vom Du zu mir selbst) zu finden, der allein aus der Verzweiflung und dem Leiden des Denkens heraus und hin zu Güte und Schönheit des Seins führen kann. Wobei *Güte* und *Schönheit*, und in diesem Zusammenhang auch *Wahrheit*, nicht als wohlklingende Metaphern für hehre Ideale, vielmehr fundamental existentiell und also als sittlich stimmige, ja elementar irdische, die Not *wendende* Kräfte des Lebens zu verstehen sind. Infolge dessen ist mit dem Begriff eines ‚erfüllten‘ Lebens etwas sehr Konkretes gemeint: es ist das vom Ton erfüllte Sein, das sich im *Jetzt* und *Hier* als präsentisches Geschehen *vor Ort* immer wieder erneut zu bewahrheiten hat. Niemand kann sich im einzig primären *Jetzt und Hier* auf zurückliegende oder zukünftige Heldentaten oder auf visionäre Ideale berufen; was zählt, ist die Erfüllung des Seins (des Stimmigen und Sittlichen) als stille Tat in actio – ist, das eigene Denken zum Tönen und also zum Sein zu befreien. Güte, Schönheit und Wahrheit zeigen sich in Augenblicken erfüllten Lebens, welches sich nur in der Sinnlichkeit des tonlosen Tönens meiner selbst, das heißt im eigentönigen Denken, Sagen und Tun zu verwirklichen weiß.

Der Aufklärer Immanuel Kant hatte im 18. und 19. Jahrhundert und hat bis heute großen Einfluß auf die Geistesgeschichte der westlichen Welt, ist es ihm doch gelungen, das Bewusstsein bzw. Selbstbewusstsein des Menschen in einem grundsätzlichen Sinn wachzurütteln. „Habe Mut dich deines eigenen Verstands zu bedienen“ rief er den Menschen zu und er hielt ihnen den Spiegel ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit vor Augen. Dies hatte umwälzende gesellschaftliche Folgen: Der eigene Verstand war in Anschlag gebracht, und mit diesem das eigennützige, intellektuelle Denken und auch die *Idee*, die den ‚Augenmenschen‘ und mit diesem den Empiriker hervorbringen sollte. Der Imperativ hieß: schau genau hin! Die moderne Wissenschaft war geboren und mit ihr begann das Ingenieurwesen und die industrielle Entwicklung, die Technik und Elektronik nebst der Kriegsmaschinerie in ihrem steten Schlepptau. Die Tüftler, Erfinder, Entdecker und schließlich die Forschung und die Naturwissenschaften haben sich dem zufolge nicht dem Gesetz des Lebens, vielmehr der eigenen Vernunft als dem eigenwilligen Maß des Machbaren anvertraut. Der Mut zum eigenen Verstand, den Kant geweckt hatte, hat das Abendland aus seinem Dornröschenschlaf und sei-

ner Lethargie geweckt und gezeigt, wozu der menschliche Wille im Stande sein konnte und kann, wenn er nur erst sich seines Verstandes bediente. Und es ist unbestritten: der so geweckte Verstand und angestachelte Intellekt hat Großartiges zuwege gebracht und uns materiellen Wohlstand beschert bzw. uns die Augen geöffnet für den Reichtum und die unerschöpflich scheinenden natürlichen Ressourcen der Erde, die ja offensichtlich nur darauf gewartet hatten, vom Menschen entdeckt, gehoben und ausgebeutet zu werden, und zwar für Zwecke, die privaten und gesellschaftlichen Nutzen, wissenschaftlichen und technischen Fortschritt und fachliche Profilierung und schließlich auch in hohem Maße Profit und Reichtum versprochen. Wobei allerdings im Lauf der Jahrhunderte die Frage des *Maßes* und seines gesetzgebenden Anspruchs der *Güte* im ungebremsten Fortschrittsglauben immer mehr in den Hintergrund rückte.

Demgegenüber konnten sich jene Zeitgenossen Kants nicht wirklich behaupten, die im Sinne der Aufklärung nicht an der menschlichen Vernunft, vielmehr an den schöpferischen Kräften des menschlichen Geistes ansetzten, indem sie sich mühten, jene menscheitsgeschichtlich bewahrten Gedankenkräfte(wieder) ins Bewusstsein zu heben, welche im Sagen *Güte* und *Schönheit* zu verwirklichen vermochten, sich also zu einer Aufklärung der Sinnlichkeit und Sinnestätigkeit des Menschen bekannten, die weit über den je individuellen menschlichen Horizont hinausreicht, ohne jedoch im geringsten vom irdischen Leben entkoppelt zu sein. Es ist von jenen Denkern die Rede, welchen es darum gegangen war, neben der vernunftgeleiteten auch die andere, die kosmische und schöpferische Kraft des Lebens ins Bewusstsein zu heben, die sonst unerleuchtet oder unterbelichtet und also im Schatten der dunklen Mächte des Beliebigen, der Spekulation und der Willkür ihr Dasein fristete.

Johann Gottfried Herder war einer der wenigen Zeitgenossen der Aufklärung, der versucht hatte, der Sinnlichkeit wieder zu ihren Rechten zu verhelfen, die von der Vernunft in die Enge und Lebensferne der Idealisierung oder Irrationalität getrieben worden war. Wie kein anderer zeigte er, wie ursprünglich die Sinne an das Leben gebunden und von daher Organe des *dialogischen* Denkens und Empfindens sind, die aus lebensvolleren Quellen zu schöpfen vermögen, als die Vernunft bzw. der dieser angepasste egozentrische Intellekt, der sich ausschließlich in der Enge seiner empirisch-gegenständlichen und industriell mechanisierten

äußeren Welt der Moderne zu behaupten weiß. Und Herder hat mit dem zu seiner Zeit neuzeitlichen Glaube aufgeräumt, nach welchem das Auge das allumfassendste Sinnesorgan der Wahrnehmung, das Auge also das mächtigste Sinnesorgan des Menschen sei, dem gegenüber alle anderen Sinne nebensächlich erschienen.

Vor Goethes Farbenlehre, die wohl um 1808, also erst nach Herders Tod entstanden war, hatte Herder¹ in einer tiefgreifenden Studie das Auge als Wahrnehmungsorgan beschrieben, dessen Gesichtskreis auf die zweidimensionale Fläche und mit dieser auf die Farbe, Kontur und Figuration begrenzt sei. „Das Licht konnte nur Eins, den ganzen dunklen Abgrund der Welt zum *Bilde* machen, dem Auge alles veräugen.“ (351, kursiv von mir) Das Auge ist für Herder ein großartiges Sinnesorgan, jedoch eines *mit* und *unter* anderen. Es kann als Auge nur Auge sein, nämlich seine Umwelt nur in ‚Bildern‘ und Farben für wahr nehmen, sich mittels der Einbildungskraft und Dank des Lichtes bloß aus zwei Dimensionen des Raums gewonnene Erfahrungen dem Verstand vorstellen und dem Bewusstsein ‚ein-bilden‘. Wo kein Licht ist, verschwinden alle Farben, Figuren und Konturen in der Nacht der Erscheinungen; ohne die Leiden und Taten des Lichts (Goethe) ist das menschliche Auge absolut blind. Die zweidimensionale farbige Welt des Gesichts ist demzufolge eine eingebildete und keine wirkliche Welt. Sie ist bloße Erscheinung, wunderbarer Zauber des Lichts², „angenehmer Trug“ und „liebliches Blendwerk“ (KW 492). Was das Auge – aus eigener Kraft – sieht, sind Abstrakte seiner Umwelt, es sieht nicht die *Tiefe des Lebens* in ihr.

Anders das Sinnesorgan *Gefühl*. Das Körper-*Gefühl* nährt sich, nach Herder, aus einem absolut geistigen Berührtsein. Würde und Achtsamkeit ist das innere Maß dieses geistigen Berührtseins im Gegenüber des Anderen, Fremden. Das Sinnesorgan, von dem Herder hier spricht, ist der künstlerische oder kunstvolle Sinn des *Gefühls*, welcher „so sehr vom Gesichte verkürzt und verdrängt ist“, dass es an der Zeit sei, dieses Sin-

¹ Johann Gottfried Herder: Schriften zu Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum 1774-1787. Werke in zehn Bänden, Band 4. Deutscher Klassiker Verlag Frankfurt am Main 1994. Künftig mit Seitenzahl zitiert.

² Johann Gottfried Herder: Ausgewählte Werke in Einzelausgaben, Band 2/1 Kritische Wälder, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1990, S. 492, künftig KW und Seitenzahl.

nesorgan „wieder in seine alten Rechte zu setzen“ (KW 499). Denn es sei das „Organ aller Empfindung *andrer* Körper“ (KW 498, kursiv von mir) als welches es die Körperlichkeit im Ganzen ihrer Sinnlichkeit zu umfassen weiß. Wenn Herder die Bildhauerkunst die „schöne Kunst des Gefühls“ (KW 509) nennt, versteht er das *Gefühl* als eine *geistige* Kraft, die jeglicher Sentimentalität und Schwelgerei abhold ist. Denn eben in dieser Kunst des gefühlt Körperlichen kommt das *sinnlich Werden* von Distanz und Nähe, von dialogisch bedingter Form und gesetzgebender Gestalt am reinsten und deshalb *zweifelsfrei* und wahrhaft zum Vorschein.

Wieder andere und absolut primäre Aufgaben im Leben hat das *Gehör* als *schöpferisches* Denkorgan inne. Es ist das tiefstsinngigste und zugleich lebedigste Sinnes-Organ der Lebewesen. Das *Gehör* nährt sich sowohl von der Akustik der Welt als auch vom Wohllaut des Worts und der Wahrhaftigkeit des Sagens. Entsprechend schöpfen die diskreten Sinneskräfte des *Ohrs* aus unterschiedlichen Quellen: das äußere, passive Ohr nimmt Schall und Klang auf, die von der Außenwelt in es eindringen und die im Mittelohr mit Hilfe des Trommelfells und der Gehörknöchelchen in Impulse umgewandelt und als solche den Sinnen weitergeleitet werden. Das *Innenohr* indes schöpft aus dem unergründlichen Kosmos der tonalen Kräfte des Lebens, der „Tochter des Himmels ... die in Menschen *leben muß*“ (375, von mir kursiv). In diesem Sinn stellt sich die *Empfindung* dieser Kräfte „als edles Vermögen“ dar, als „Same, ohne welchen keine Ernte“ (331), das heißt kein Denken und Empfinden möglich ist. Das tonale Empfindungsvermögen des Ohrs ist für Herder der „unerschöpfliche Brunnen und Abgrund der Reize“ (332). Und aus der allgegenwärtigen Rätselhaftigkeit und Unerschöpflichkeit dieses Abgrundes schließt Herder: „Der Schöpfer muß ein geistiges Band geknüpft haben, dass gewisse Dinge diesem empfindenden Teil ähnlich, andre widrig sind; ein Band, das von keiner Mechanik abhängt, das sich nicht weiter erklären läßt, indes *geglaubt* werden muß, weil es da ist, weil es sich in hundert tausend Erscheinungen *zeigt*.“ (334f.) Das geistige Band in uns ist für Herder das „tief verborgene Geheimnis“ (343), das Geheimnis der Tiefe selbst, „von der man noch bisher weder Grund hat, noch zum Grunde zu kommen ein Senkblei weiß“ (343). Und so folgert Herder „daß nur *der Geist des Menschen, was im Menschen ist, wisse*, gleichsam auf sich selbst ruhe und in seinen Tiefen forsche.“ (343) Und diesem, was sich dem Menschen in der Vielfalt der Lebensäußerungen so

tonlos tönend und also geheimnisvoll kund tut, so argumentiert Herder weiter, muß ein Resonanzboden, eine innere Chromatik der Empfangsbereitschaft gegeben sein. „Innig wissen wir außer uns nichts: ohne Sinne wäre uns das Weltgebäude ein zusammen geflochtner Knäuel dunkler Reize: der Schöpfer mußte scheiden, trennen, *für* und *in uns* buchstabieren.“ (348)

Herder denkt hier an ein dem Ohr eingewobenes Vokabular, an eine innere tonale Chromatik bzw. an ein sinnliches Gewebe, ohne welches weder Empfindung noch Erkenntnis ihm möglich erschien. Und so knüpft er an die sinnliche Natur des Körperlichen an, indem er sagt: „Wir empfinden nur, was unsere Nerven uns geben, darnach und daraus können wir auch nur denken.“ (351) Die Nerven sind für ihn wie „zarte Silberbände, dadurch der Schöpfer die innere und äußere Welt, und in uns Herz und Kopf, Denken und Wollen, Sinne und alle Glieder knüpft“, wobei das dem Menschen eingeschriebene ‚Vokabular‘, die Klaviatur der geistigen Welt oder das ‚geistige Band‘ wie Herder es nennt, „ein Medium der Empfindung für den geistigen Menschen“ ist „als es das Licht fürs Auge, der Schall fürs Ohr von außen sein konnte.“ (350 f.)

Dieses Medium der Empfindung, diese innere Kraft des Geistigen, welche „nicht Licht, Schall, Duft“ sein könne, müsse „alles empfangen und in sich verwandeln“ können und also dem Denken ein innerer „Bote“ und Vermittler sein. „Ein Reiz, eine Empfindung und es blitzt Gedanke, es wird Wille, Entwurf, Tat, Handlung: alles durch Einen und denselben Boten“, nämlich durch den Ton (so sei ergänzt), der Träger jeglicher stimmhaften Botschaft ist. „Wahrlich, wenn dieses nicht Saitenspiel der Gottheit heißt.“ (351)

Herder konnte noch keine Kenntnis von der tonotopen Struktur der Innenohrorgane und des Nervensystems haben. Er ahnte Zusammenhänge, von welchen er noch keine Kenntnis hatte, nicht haben konnte: „Hätte ich nun Macht und Kenntnis gnug, dies edle Saitenspiel in seinem Bau, in seiner Führung und Knotung, Verschlingung und Verfeinerung darzustellen, zu zeigen, dass kein Ast, kein Band, kein Knötchen umsonst sei“. Das Eingeständnis eines Forschers, der durch eigens gestellte Fragen an das in und außer sich seiende Leben in seinem Denken sich bedrängt und zugleich inspiriert und affiziert fühlt. Die kosmischen Kräfte, die uns innerlich bereichern, „beseeligen“, zeugen von der Fähigkeit des menschlichen Geistes, mit den stimmhaften Dienern der geisti-

gen Welt zu resonieren. In Worten Herders: die „Tochter des Himmels“ ist die „Monarchin“, „die in uns denket und will, so daß ihr Alles zu Gebote steht, und in diesem innig verknüpften Reich Raum und Zeit verschwindet: was natürlicher, als daß sie über die herrsche, *ohne die sie nicht das wäre, was sie ist?* Denn nur durch dies Reich, in diesem Zusammenhange ward und ist sie *menschliche Seele*. Ihr Denken wird nur aus Empfindung: ihre Diener und Engel, Luft- und Flammenboten strömen ihr ihre Speise zu, so wie diese nur in ihrem Willen leben.“ (353)

Die Speise, welche die Himmelsboten der Seele zuströmen, ist eine stimmhafte, sprachhaltige. Ohne sie würde kein Bewusstsein im Menschen geweckt. Der Mensch muß sich seiner eigentönigen Kräfte bewusst sein, ohne welche seine „Einbildung Blendwerk, der Witz kindisch, das Gedächtnis leer, der Scharfsinn Spinnweb“ bliebe. (357) Die Macht, welche dem *Bewusstwerden* der eigenen geistigen Kräfte Hilfestellung leistet, ist die eigene innere Stimme. „Dies Medium unseres Selbstgefühls und geistigen Bewusstseins ist – *Sprache*.“ (358) Es ist die innere Sprache, die Vernunft *und* Wort im Sinne von Logos *und* Name in sich vereinigt. In diesem Sinn ist das Sagen ein *namhaft* Werden, und dies geschieht durch *Benennen* der inneren (verborgenen) Kräfte des Empfindens und Erkennens. Es muß der Wortlaut, es muß „Sprache zu Hülfe kommen, unser *innigstes* Sehen und Hören gleichfalls zu wecken und zu leiten.“ (357 f.)

Und das heißt für Herder auch, dass Erkenntnis nur aus der Empfindung kommen kann, wenn da „geheime Bande“ im Spiel sind, die uns erkennen *lehren*. „Diese Lehre, dieser Sinn eines Fremden, der sich in uns einprägt, gibt unserm Denken seine ganze Gestalt und Richtung. Ohngeachtet alles Sehens und Hörens und Zuströmens von außen würden wir in tiefer Nacht und Blindheit tappen, wenn nicht frühe die Unterweisung für uns gedacht und gleichsam fertige Gedankenformeln uns eingeprägt hätte.“ (358)

Jedoch, wir müssen unser Gehör für den *Sinn des Fremden* öffnen, und wir müssen diese *Lehre* auch erkennen oder hören *wollen*. Wie jede gründliche Erkenntnis nicht ohne Wollen, so wirkt das Wollen nicht ohne Erkennen. Fehlt das *Wollen*, ist falsches, unvollständiges Erkennen, wie umgekehrt ohne Erkennen das Wollen ein fehlgeleitetes ist. Das eigentönig gestimmte *horchende* Ohr ist unbestechlich und weiß, dass sowohl dem ‚Sinn eines Fremden‘ als auch dem Erkennen-Wollen dieses

Sinns das *Wohl* und die *Leidenschaft*, als inneres Maß der *Güte und Wahrheit*, intrinsisch und also immer schon im Geiste gepaart sind. „Was *wahr* und *gut ist*, hängt mit dem *Sensorium der Schöpfung*, dem großen Geiste zusammen, an dessen Gewande nichts umkommt.“ (371, kursiv von mir)

Und weil Herder, bezogen auf das Erkennen und Wollen, von der *Güte* und *Wahrheit* als dem Maß des *Seins* ausgeht, kann er sagen: „Das wahre Erkennen ist *lieben*, ist menschlich *fühlen*.“ (360) Denn nur in diesem Sinn ist der Mensch „*Bild Gottes*, ein Auszug und Verwalter der Schöpfung: also schlafen in ihm *tausend* Kräfte, Reize und Gefühle; es muß also in ihnen *Ordnung* herrschen, daß *Alle* aufwachen und angewandt werden können, daß er Sensorium seines Gottes *in allem Lebenden* der Schöpfung, *nach dem Maße* es ihm verwandt ist, werde“ (361). Das dem Menschen von der geistigen Welt bzw. der Schöpfung eingeprägte Maß: das ist der ihm angeborene Ton bzw. die ihm ins Gehör eingeprägte Tonalität, in der er lieben und also denken, empfinden und sein kann. „Tiefe Empfindungen müssen immer auch tiefe Kenntnisse gewähren.“ (378)

Dagegen ist „die allgemeine Menschenvernunft, wie wir das Wort gerne nehmen möchten ... Bemäntelung unsrer Lieblingsgrillen, Abgötterei, Blind- und Trägheit“ (372). Es macht deshalb einen wesentlichen Unterschied, ob unsere Gedanken einzig dem Spekulieren und unserer emotionalen Egozentrik anhängen oder ob sie auch das geistige Wohl aller Wesen (wie es einst der Mahayana-Buddhismus forderte) im Sinn haben. „Bloßes Spekulieren und Sentimentalisieren hilft nichts: jenes stumpft die Seele, wie dies das Herz ab (372).“

Pädagogisch gewendet hängt es also von unserem Denken und Sagen ab, welche *Stimmen* wir im Bewusstsein unserer Kinder an- und wachrufen und welche nicht: so wie wir denken und in dem Maß wie wir selbst gestimmt sind, erziehen wir unsere Kinder. Denn wir können ihnen nur wirklich weitergeben, was wir selbst sind. „Niemand kann was bessers, als sich selbst der Nachwelt geben. Zu früh erschöpfte Lebensgeister, von Weichheit, Üppigkeit und Müßiggang welke Fibern pflanzen sich fort: denn kein Abfluß springt höher als seine Quelle.“ Wie wir sind, sind unsere Kinder, so spannt Herder den Bogen des Lebens. Und er spricht aus unmittelbarer Erfahrung, wenn er sagt: „Sobald man ins Spekulieren kommt, kann man aus Allem Alles machen“ (362); auch an spekulative Weltbilder angepasste Menschenkinder heranziehen. Sehr klar und weit-

sichtig kommt dies in seinen Worten zum Ausdruck: „Die berühmtesten Spekulanten und Empfindler werden also schon *geboren*.“ (372)

Und noch eine zeitkritische Anmerkung des Theologen Herder: „Es ist ein inneres Kennzeichen von der Wahrheit der Religion, daß sie ganz und gar *menschlich* ist, daß sie weder empfindelt noch grübelt, sondern denkt und handelt, zu denken und zu handeln Kraft und Vorrat leihet ... Wenns eine allgemeine Menschenvernunft und Empfindung gibt, ists in ihr, und eben das ist ihre verkannteste Seite.“ (395)

Nur in dem Maß wie unser Wissen um die Eigentönigkeit in und außer uns geistige Früchte zeitigt, vermögen auch unsere Kinder die genuin sinnlichen, stimmhaften Kräfte in sich zu wecken und nur im Dialog mit den Kindern und der geistigen Welt mag es gelingen, das Gewahrsein und Horchen zu üben und so die Sensorik der eigenen wie auch der Anderen Existenz zu ihrer Wirkung zu befreien – ist doch die *Sensorik* der fruchtbare Boden menschlicher Reife und Größe.

Solches ist in den Fragmenten angedacht, wenn von dem dialogischen, per se schöpferischen Vermögen des Menschen die Rede ist, das im Sein der Tonkraft, im *tonlos tönenden Sein* der geistigen Welt ihren Ursprung hat.

Zuletzt noch eine Anmerkung: Ernst Meister hat, in vielfach verdichteter Weise im letzten Jahrhundert, sich zum Leben geäußert. So möchte auch ich ihm an dieser Stelle einen Ort des Sagens einräumen, vor allem deshalb, weil seine Poesie, seine dichte, elementare Art des Sagens, nicht nur zu der altjapanischen Haiku-Tradition eine fühl- und denkbare Brücke baut, sondern zum menschlichen Denken und Empfinden überhaupt. Über Meisters Werk hat der japanische Bildhauer Rintaro Yagi³ eine Brücke zu seiner eigenen Arbeit gefunden. Auch das hier Gesagte findet über diese Brücke des Geistigen einen Widerhall, diese allem Sein gemeinsame *religio*. Das Empfinden, Erkennen *und* Tun geht letztlich andere als ‚heimatlich‘ ausgetretene Pfade, obgleich diese in gewisser Weise die Schritte dessen, der sich geistig auf den Weg macht, auch vorzeich-

³ Der Bildhauer Rintaro Yagi (Japan, seit 1978 in Carrara, Italien), hat eine 1982 begonnene Skulpturengruppe Ernst Meister gewidmet. In: Rintaro Yagi, Skulpturen 1982 »Aus dem Kreis«, hrsg. von Matthias Bärmann, darin Tadashi Otsuru: Das Verschwinden ins Meer.

nen. Denn er muss den Weg von seiner Mitte aus gehen, will er den eigenen (Zeit-) Fluß von einem heimischen Ufer aus hin zu einem anderen, fremden überschreiten.

Die aufgegriffenen Gedichte Ernst Meisters⁴ fassen in treffender Weise das geistige Moment des *Gewahrseins*, des unmittelbaren *Verstehens*, wie es als existentielles, menschliches Vermögen des Denkens und Empfangens in den Fragmenten in prosaischer Weise zur Sprache gebracht sei.

AUGENBLICK, DIE
das Herz findende
Spindel,
herfliegend aus Zukunft
jäh und oft.
Wacher macht ihr Stich
als wir wach sind
im täglichen Licht.
Du bist
in den Blitz gestoßen.

ENTWIRF EIN WEISSES
Schiff auf einer weißen
Wand und tauf es:
Werft.
Schau, ein Schiff,
das niemand sieht.
Sag: Es fährt,
sich bauend wie
zerstörend stetig,
auf einer Route
aus dem Augenblick.

Die Achse, um welche die vorliegende Untersuchung sich windet und an der sie ihren geistigen Halt findet, stellt sich als das existentielle, zutiefst sinnliche Vermögen des *Gewahrseins* dar. Nur das Ohr ist aufgrund der tonalen Potenz der Eigentönigkeit im Innern seines Labyrinths ‚tatsächlich‘ jener Resonanz fähig, die in der Empfindungskraft ihren Ausgang nimmt.

Für die Darstellung dieses überaus komplexen ‚Sachverhalts‘ wurde deshalb aus guten Gründen die literarische Form des Fragments gewählt. Es ist das sich offen Haltende, nicht vorschnell theoretisch sich Verschließende und in diesem Sinn in der Schweben Bleibende, welches dem Fragment eigen ist, und wodurch auch der Leser an die *Wirklichkeit* des Lebens sich rückgebunden finden kann.

Angesichts der ‚Tatsache‘ der kosmischen Rückgebundenheit der menschlichen Sprache an die Güte und Schönheit des irdischen, im ste-

⁴ Ernst Meister: Gedichte. Zum 100. Geburtstag von Ernst Meister. Eine Auswahl von Peter Handke. Suhrkamp 2011.

nigen Wandel sich offenbarenden Lebens, sollten wir den nötigen Mut zur Erneuerung des in Sackgassen geratenen Denkens und Sagens aufbringen. Wir sind es dieser Tatsache, wir sind es der Eigentönigkeit, der Gestimmtheit und Stimmigkeit der Welt außer und in uns, wir sind es der schöpferisch unaufhörlich wirkenden Kraft zwischen Himmel und Erde schuldig.